

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 33

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]
Autor: Droonberg, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

33

Nachdem sie nun Stokes die Handschuhe abgezogen hatten, zeigten sich die Hände darunter bis an die Ellbogen hinauf weiß und feucht wie Kitt. Es war ein übererregender Anblick. Sie schnitten ihm seine Mokkasins und die andern Kleidungsstücke vom Leibe. Bis zu den Knien hinauf zeigten die Füße dieselbe klebrige Weiße wie die Arme und boten einen noch viel gräßlicheren Anblick. Nachdem ihm einer der Miner etwas Whisky zwischen die Lippen geflüßt, legten sie ihn auf die Lagerstätte, die am weitesten vom Ofen entfernt war.

Endlich schien das Leben und die Wärme wieder zurückzuströmen in den gefrorenen Körper. Ein Stöhnen rang sich über die Lippen. Die Augen öffneten sich und blickten wild umher. Er murmelte etwas. Das hatte aber nur mit dem Blyzard zu tun.

„Bringt mir die zwei Eimer mit dem Wasser. Wir müssen ihn langsam auftauen.“

„Das ist eine nutzlose Quälerei“, widersprach der eine. „Er hält das nicht mehr aus. Ist über den Punkt hinaus, wo ihm noch geholfen werden kann.“

„Wer kann das sagen?“ versetzte Ward. „Man weiß das niemals, solange man es nicht versucht hat. Es ist unsere Pflicht, alles zu tun, was sein Leben noch retten kann. Ich würde mir wie ein Mörder vorkommen, wenn ich es nicht täte.“

„Aber die Schmerzen!“ wandte der andere ein.

„Er wird uns dafür danken, wenn sie ihm seine heilen Glieder wiedergeben.“

„Und wenn nicht — —?“

Ward hielt es für besser, die Frage nicht zu beantworten. Alle drei hoben ihn auf einen Stuhl und setzten jeden seiner Füße in einen Eimer mit eiskaltem Wasser. Der unglückliche schrie laut auf, als sie das Wasser berührten. Bald begannen sich Eiskristalle am Rande des Eimers zu bilden.

„Ich glaube, das Blut beginnt wieder zu zirkulieren“, bemerkte Ward nach einer Weile. „Er muß das Wasser wie kochend heiß fühlen. — Festhalten, boys!“

Stokes brüllte und heulte vor Schmerzen, und sie vermochten kaum mit ihren vereinten Kräften, ihn auf dem Stuhle zu halten. Wäre er nicht so entkräftet gewesen, er hätte sie alle drei in eine Ecke geschleudert. So konnte er nur fluchen und dann wieder in Jammertönen bitten, ihn doch seinem Schicksal zu überlassen, während er sie in der nächsten Minute wieder anflehte, bei allem, was ihnen heilig sei, ihm sein Leben zu retten.

Das dauerte stundenlang. In ungeschwächtem Kampfe, denn das Blut rann wie glühendes Blei durch die gelähmten Adern. Endlich glaubte Ward, daß es genug sei und daß man den nächsten Morgen für eine zweite Anwendung abwarten sollte. Sie legten ihn, der abwechselnd stöhnte und brüllte, auf sein Lager und wickelten seine empfindlichen Glieder in Decken. Darauf warfen sie sich selbst in ihre Bettkästen, erschöpft von dem Kampfe mit dem Kraftmenschen und noch mehr von dem Anblick seiner fürchterlichen Qualen und schliefen wie betäubt bis zum folgenden Morgen.

Der Verunglückte war bewußtlos, als sie nach ihm sahen, schien aber selbst in seiner Bewußtlosigkeit große Schmerzen zu leiden, denn hin und wieder rang sich ein Stöhnen durch seine Zähne. Der Paroxysmus seiner Kraft, wie er sich am Abend zuvor unter den Folterqualen der angelegten Rettungsversuche geäußert, hatte einer auch in seiner tiefen Bewußtlosigkeit erkennbaren Schwäche Platz gemacht.

Ward untersuchte die Hände und Füße und schüttelte den Kopf. Die leichenähnliche Entfärbung war noch im-

mer dieselbe, aber an einzelnen Stellen zeigten sich dunkle Flecke.

„Noch eine Behandlung?“ fragte einer seiner Partner. Ward schüttelte den Kopf.

„Er bedarf keiner mehr. Der Brand hat eingesezt.“ „Dann hätten wir ihn gestern nicht erst noch so quälen sollen.“

„Jeder hat ein Recht auf sein Leben, das durften wir ihm nicht nehmen.“

Während des ganzen Vormittags blieb der Kranke bewußtlos. Erst am Nachmittage, als die fahle Tageshelle sich schon wieder mit dem Dunkel der frühen Winternacht mischte, schlug er seine Augen auf, mit einem Blick klaren Bewußtseins.

„Verfluchtes Land. Es war doch stärker als ich und hat mich untergekiegt“, murmelte er.

Dann schlossen sich seine Augen wieder und er versank von neuem in Bewußtlosigkeit. Als der letzte Schimmer von Tageslicht von der Dunkelheit aufgelogen war und in der Hütte schon wieder die Lampe brannte, trat Ward wieder an sein Bett und sah ihm prüfend in das Gesicht.

„Er hat es überstanden“, sagte er. „Einer von denen, die die Welt verbessern, indem sie sie verlassen. Merkwürdig, wie mancher sein Leben mißbraucht, das ihm doch nur einmal gegeben ist.“

24.

Vom Eise befreit — —

Es war Ende März.

Escher und seine Partner hatten ihre Arbeiten untergrund beendet, und das Ergebnis ihres Fleißes lag in zwei mächtigen Bergen goldhaltigen Sandes neben den gähnenden Schlünden ihrer Schächte.

„Die Bäche fangen schon an zu rinnen“, sagte das Halbbild. „In ein paar Tagen werden wir genug Wasser zum 'Schleusen' haben.“

Sie hatten für dieses erwartete und bereits ungeduldig herbeigesehnte Ereignis schon alle Vorsorge getroffen, Schleusenkästen gebaut und alles sonst nötige bereitgestellt. Die Sonne lag hell und warm auf dem Schnee, und in den Mittagstunden konnte man ihn unter ihren Strahlen Zoll für Zoll zurückweichen sehen. Die sonst so glatte, blendend weiße Oberfläche, die den dauernden Gebrauch von Schneebrieten von jedem forderte, dessen Augen ihren Reflexen für längere Zeit ausgezekt waren, war schon porös und häderig geworden und um die Baumstämme herum zeigten sich hohle Ringe. Stellenweise sah auch bereits ein Fleck schwarzer Erde aus der Schneedecke heraus. Von den Berghängen floß das Wasser in zahllosen Rinnsalen und sammelte sich zu kleinen munteren Strömen in den Bachbetten.

Die vier Partner arbeiteten an der Mündung eines Creeks, der während des Frühjahrs immer ausreichend Wasser führte. In einiger Entfernung über ihnen hatten sie eine Ableitung hergestellt, die sich in die Schleusenkästen ergießen ließ. Die letzteren bestanden aus vier an den Enden ineinander geschobenen Holzkästen, von denen der letzte mit Querhölzern auf dem Boden versehen war. Hinter diesen sammelt sich beim Auswaschen das Gold, das, weil es schwerer ist als Sand und Steine, dabei zu Boden sinkt. Die Kästen waren zwischen den beiden Goldsandhaufen aufgestellt, so daß sie von beiden Seiten gefüllt werden konnten.

Endlich, nach einem Tage heißen Sonnenscheins, strömte das Wasser in einer Menge hindurch, die ihnen den Beginn ihrer Arbeiten erlaubte.

Das Halbblut warf die erste Schaufel Sand ein und mit einem eigenartigen Gefühl beobachteten die vier Partner, wie sich das Wasser trübte und undurchsichtig wurde. Drei Tage arbeiteten sie mit aller Kraft. Am vierten meinte Schmidt:

„Jetzt müssen wir aufhören, sonst hat das Gold hinter den Riffeln keinen Platz mehr und wird darüber hinweggewaschen.“

Es sollte scherzhaft klingen, lag aber nach den angestellten Proben durchaus im Bereiche der Wahrscheinlichkeit.

Und in der Tat, als sie das Wasser abgestellt hatten und die letzte Spur von Sand und Erde aus den Kästen herausgewaschen war, sahen sie das glänzende gelbe Metall hinter den Riffeln in den Strahlen der Morgen Sonne aufblitzen.

„Das sind wenigstens zehntausend Dollars“, sagte der Vertrauensmann der Consolidated Mining Co., der herbeigekommen war, um die Einsammlung des Goldes zu überwachen.

Seine Schätzung erwies sich als annähernd richtig. Der „Staub“ wurde in zwei langen Buckskinbeutel verpackt und nach Dawson gesandt, um dort zu einem Drittel auf Konto der Consolidated und zu zwei Dritteln auf Konto der vier Partner bei der Bank of Montreal eingezahlt zu werden.

Tag für Tag ging jetzt die Arbeit in derselben Weise weiter, und ungefähr zweimal in der Woche wurde das Gold eingesammelt. Die einzige Gefahr, die ihnen jetzt noch drohte, war die, daß das Wasser des Baches vorzeitig ausbleiben könnte. Dann hätten sie die weitere Arbeit des „Schleusens“ bis auf das nächste Jahr verschieben müssen. Sie verlängerten daher ihre Arbeitszeit noch um ein paar Stunden. Die Nächte waren jetzt, in der letzten Aprilwoche, fast niemals mehr dunkel, das Tageslicht währte zwanzig Stunden. Die Sonne beschrieb in ihrem Laufe eine Ellipse, ging auf in Nordost und unter in Nordwest.

Sie schaufelten, bis sie nicht mehr imstande waren, auch nur noch eine einzige Unze zu heben, legten sich dann gleich in ihren Sachen nieder und schliefen ein, sobald der Kopf in das Rissen sank.

Um ein Uhr morgens begannen die Vögel zu singen, und die Sonnenuntergangsfarben waren noch nicht am Himmel verblaßt, als auch schon der Schimmer des Sonnenaufgangs das Land wieder zu neuem Leben erweckte.

Sie waren zauberisch, märchenhaft, diese Klondike-Nächte im Frühjahr.

„Ich habe mir ausgerechnet, wieviel wir auf der Bank haben“, sagte Norton eines Abends; es war der 26. April 1899. „Es sind achtzigtausend Dollars. Kommt also auf jeden von uns zwanzigtausend. Dabei haben wir noch nicht mehr als ein Drittel unseres Goldsandtes ausgewaschen. Es ist anzunehmen, daß der Rest den gleichen Durchschnitt ergibt. Wenn mir einer von euch für meinen Anteil daran zwanzigtausend Dollars bezahlt, kann er ihn haben.“

Er schien den Gedanken des Verkaufs schon längere Zeit bei sich erwogen zu haben.

„Warum wollen Sie verkaufen?“ fragte Escher überrascht.

„Weil ich mit Man fort will. Die kommt ja fast um vor Heimweh. Mit vierzigtausend Dollars kann ich in Saskatchewan Großfarmer werden.“

„Sie vergessen, was noch dazu kommt, wenn Miß Sinclair das Sweepstake gewinnt“, erinnerte ihn Escher lächelnd.

„Richtig“, entgegnete Norton, auf den Scherz eingehend. „Bei soviel Reichtum vergißt man Kleinigkeiten, wie fünf oder zehntausend Dollars. Haben Sie auch ein Los genommen?“

„Ja, aber nur um Miß Sinclair durch meinen Einsatz noch reicher zu machen.“

„Welche Zeit haben Sie angegeben?“

„5. Mai, 2 Uhr 32 Minuten 5 Sekunden nachmittags.“

„Wie kommen Sie gerade auf diese Zeit?“

„Wahrscheinlich auf die gleiche Weise wie Miß Sinclair. Weil man doch irgendeine Zeit angeben muß und die eine so richtig sein kann wie die andere, wenn sie nur zwischen dem 3. und 10. Mai liegt. Eine mittlere Zeit schien mir die geeignetste. Oder hat Miß Sinclair anders gerechnet? Hat sie ihre Zeit vielleicht geträumt?“

„Ich glaube“, entgegnete Norton trocken.

„Well, Norton“, erklärte das Halbblut, „wenn es Ihnen ernst ist mit dem, was Sie da über Ihren Anteil sagten, ich bin Käufer. Wir können die Sache festmachen, wann Sie wollen.“

Sie standen vor der Hütte.

„Seht mal das Nordlicht dort“, rief Schmidt plötzlich aus, indem er mit der Hand nach Nordwesten deutete. „Sieht ganz eigentümlich aus. Ich habe es noch niemals so rot gesehen.“

Alle blickten gespannt in der angedeuteten Richtung aus.

„Das ist kein Nordlicht“, widersprach schließlich das Halbblut. Habe auch noch niemals Nordlicht aus Nordwesten kommen sehen. Es ist ein großes Feuer.“

Eine Weile sprach keiner mehr ein Wort. Der Atem schien ihnen vor Spannung stillzustehen. Endlich verlegte Schmidt mit einer von schlimmer Ahnung erfüllten Stimme:

„Dann steht Dawson in Flammen. Denn es muß ein Riesenfeuer sein, wenn man seinen Schein bis hierher sehen kann.“

Auch auf dem anstößenden Claim schienen die Miner dieser Ansicht zu sein. Sie waren alle aus ihren Hütten herausgekommen und standen wie festgebannt, ihre Blicke starr auf den unbestimmten roten Schein gerichtet, der in der Richtung auf Dawson den Himmel färbte und sich manchmal verfinsterte, um dann wieder glutiger aufzuleuchten.

„Es ist Dawson. Kein Zweifel daran“, bestätigte Cox ernst.

„Wir müssen hin“, rief Schmidt. „Vielleicht können wir helfen.“

„Die brauchen uns nicht“, entgegnete Cox, „es sind Leute genug dort, zu helfen — wenn noch irgendwie zu helfen ist.“

„Gleichviel“, widersprach Schmidt, „ich gehe hin. Muß mich um Miß Sanders kümmern.“

Escher beteiligte sich nicht an diesem Meinungsaustrausch. Es war für ihn selbstverständlich, daß er nach Dawson müsse, um nach Eileen zu sehen, deren Schicksal ihn auf das höchste beunruhigte. In der gleichen Lage befand sich Norton der kleinen Man gegenüber.

„Machen wir jeder einen Pack fertig. Dedon und Proviant. Vielleicht werden wir das alles nötig haben“, rief er den andern zu.

Nach zehn Minuten befanden sie sich auf dem Wege, jeder mit einem schweren Pack auf dem Rücken. Die Hunde mit dem Schlitten konnten sie nicht mehr gebrauchen, denn der Schnee war schon an den meisten Stellen weggetaut, und sie würden selbst die allergrößte Mühe haben, in dem aufgeweichten Erdreich vorwärts zu kommen.

Cox blieb zurück. Er hatte keine Freunde in Dawson, um die er hätte in Sorge sein müssen, und andere handelten nur vernünftig, wenn sie sich von der Stätte des Unglücks fernhielten, um die dort zweifellos herrschende grenzenlose Verwirrung nicht noch zu vermehren.

Am andern Morgen, nach einer Nacht erschöpfender Wanderung auf schlüpfrigen Wegen, die der Feuerschein ihnen auch in den wenigen dunklen Stunden deutlich sichtbar machten, erreichten sie die Stadt. Viele andere, die

Freunde in der Stadt hatten, oder wichtige Interessen in Gefahr glaubten, hatten sich, von hier und dort kommend, zu ihnen gesellt.

Ein Gewimmel von Menschen nahm sie auf, als sie an die ersten Häuser kamen. Entsetzte Menschen, die durch die Straßen taumelten, halb von Sinnen durch den Verlust vielleicht großer Vermögen in der Form von wertvollen Grundstücken oder Vorräten. Durch dieselben Straßen, die sie noch vor Stunden mit dem Gefühl einer gesicherten Zukunft als reiche Leute durchwandert und in denen sie jetzt nur noch als Eigentümer glühender Trümmerhaufen umherirrten. Menschen, die vielleicht nichts verloren und nichts zu verlieren hatten, aber trotzdem mit starren, schrederfüllten Augen in das Meer knistender, flackernder, hoch in die Luft züngelnder Flammen schauten, das sich noch in ungeschwächter Furie über die Stadt breitete. Menschen mit Lasten der seltsamsten geretteten Gegenstände auf dem Rücken, auf Handwagen, oder auch großen Lastfuhrwerken, gezogen von unruhigen, vor Furcht zitternden Pferden. Alle auf dem Wege nach den Abhängen an beiden Ufern des Klondike, wo bereits Haufen solcher Güter zwischen rasch aufgeschlagenen Zelten und Massen durcheinanderwimmelnder Menschen aufgetürmt waren. (Fortsetzung folgt.)



Von der Olympiade. Siegerehrung der schnellsten Frauenstaffeln der Welt.

Ueber die Entscheidung der 4 x 100 m Staffel der Frauen am Sonntag liegt der Schatten des grössten Mißgeschickes, der je einer Staffelmannschaft widerfahren kann, nämlich auszuschneiden angesichts des sichern Sieges. So ging es den deutschen Läuferinnen, die schon weit in Führung lagen, als beim letzten Wechsel der Stab und damit der Sieg verloren wurde. Unser Bild zeigt die Siegerehrung. Links die Läuferinnen Englands (II), in der Mitte USA, rechts Kanada (III).

man den wiedergewonnenen Frieden feiern. Was also hinter den Kulissen vor sich geht, das ist die Abfassung der Konferenz-Resultate. Um jeden einzelnen Punkt wird gerungen. Da alles geheim vor sich geht und die wenigen Andeutungen der Weltpresse kaum erraten lassen, wie weit die Diplomaten schon gekommen seien, kann man die Gegenstände des Ringens nur aus den längst bekannten Interessen feststellen.

Italien wünscht selbstverständlich den „welt-zentral-europäischen“ Block, unter Herbeiziehung der Kleinen Entente und der Schützlinge Oesterreich und Ungarn. Seine Bedingung: Anerkennung der Annexion Albaniens. Einstellung der Waffenlieferungen an die Stämme der Gallas und Amharas. Mittelmeerpakt.

Deutschland wünscht Anerkennung der Zustände im Rheinland, volle Souveränität des Reiches auch in Weltfragen, also keine Einsprachen gegen Befestigungen. Ausschaltung aller Ostfragen. Anerkennung der deutsch-österreichischen Abmachungen, also der „kalten Annexion“. Anerkennung einer Regelung der Danziger Frage, die auch den Freistaat gleichschaltet. Lokalisierung dieser Frage auf die drei Beteiligten: Danzig, Drittes Reich und Polen. Wahrscheinlich Verlangen, daß Frankreich den Ruffenpakt kündige. Möglicherweise Aufrollung der Kolonialfrage.

Frankreich verteidigt so weit als möglich die Entmilitarisierung der Rheinzone, d. h. es kann diesen Punkt nur noch als Kompensationsobjekt in die Waagschale werfen. Es wird am Ruffenpakt festhalten und versuchen, die fascistischen Mächte zum Beitritt zu veranlassen. Es wird sich aufs äußerste weigern, die Ostfragen von den Westfragen zu trennen. Einem Nichtangriffspakt im Westen, der die fascistische Offensive im Osten von jeder Hemmung befreien würde, kann es nur dann beistimmen, wenn ihm keine andere Möglichkeit mehr bleibt. Findet es die Unterstützung Englands in dieser Frage nicht, dann steht es in äußerster Bedrängnis.

England, wahrscheinlich unterstützt von Belgien, ist zu einem westlichen Friedenspakt unter Opferung des Ostens halb und halb bereit. Aber es verlangt „Garantien“. Beschränkung des Flotten- und Luftflottenbaus; Verzicht der Deutschen auf Kolonien. Nichts übertrifft die britische Ver-

Welt-Wochenschau.

Ringens um den Viererpakt.

Mit diesem Titel könnte man umschreiben, was sich gegenwärtig und wahrscheinlich noch auf Wochen hinaus hinter den Kulissen der wiedererstandenen Geheimdiplomatie abspielt. Die lauten Ereignisse in und um Spanien lassen den Blick nicht zur Ruhe kommen und sind die Ursache dafür, daß man das Wichtigste übersieht: Das Ringen zwischen dem bedrängten Frankreich und den angreifenden Fascisten um die Entscheidung Großbritanniens; je nachdem diese Entscheidung fällt, wird Europa gruppiert sein. Entweder folgt die Londoner-Politik den Absichten Hitlers und Mussolinis, oder folgt ihnen nicht; im ersten Falle wird ein Block der vier Großmächte entstehen, der im Westen Frieden und Sicherheit schafft, Deutschland aber im Osten freie Hand gibt und neutral bleibt oder gar mithilft, wenn der Zug, der „Kreuzzug“, gegen den Bolschewismus beginnt. Oder aber, im zweiten Falle, es erfolgt die endgültige Trennung zwischen Berlin-Rom auf der einen, London-Paris-Kleine Entente-Rußland auf der andern Seite, und die Kriegsgefahr wird sich auf den Osten und den Westen erstrecken. Ein dritter denkbarer Fall: England distanzirt sich überhaupt und ermuntert den Fascismus dadurch erst recht, anzugreifen.

Die britische Diplomatie möchte, daß an der „Locarno-Konferenz“, die im Oktober oder November oder wer weiß wann zusammentreten soll, ein Mißlingen ausgeschlossen sei. Die Konferenzresultate werden also beim Beginn der Beratungen fix und fertig vorliegen, von keiner Seite angefochten und zum Voraus unterschrieben oder die Konferenz findet nicht statt! Kommt sie, hat sie sozusagen nur noch Beschlüsse zu übermitteln, und mit internationalem Glockenläuten würde